Suhrkamp

Dževad Karahasan

Der nächtliche Rat

Roman

Simon Mihailović, Arzt in Berlin, verheiratet mit einer Journalistin, die er 1968 auf einer Demonstration kennengelernt hat, kehrt nach einem Vierteljahrhundert in seine Heimatstadt Foča zurück. Es ist Ende August 1991, Gewalt, Angst, Fanatismus, nationalistischer Wahn vergiften die Atmosphäre. Kurz nach seiner Ankunft wird eine frühere Mitschülerin, in die er verliebt war, bestialisch ermordet: Zuhra Čengić, Mitglied einer alten bosnischen Familie. Drei weitere Menschen, die ihm nahestanden, werden auf ungeklärte Weise umgebracht. Der Verdacht fällt auf Simon, den Fremden aus dem Westen.

Eines Abends steht Enver Pilav vor der Tür, sein seit langem verschollener bester Freund, ein Sufi-Mönch. Etwas stimmt nicht mit ihm. In den Tagen und Nächten, die sie träumend und diskutierend miteinander verbringen, geschieht eine Verwandlung: Je tiefer Simon in sich selbst vordringt, desto mehr vermag er sich einer anderen Welt zu öffnen. Bis er mit Enver in den Barzakh, das unterirdische Zwischenreich, wo sich die Seelen der seit Jahrhunderten Ermordeten versammeln, hinabsteigt, um die große Kette der Gewalt zu durchtrennen.

Vor dem Hintergrund der jüngsten Zeitgeschichte erzählt Dževad Karahasan die Geschichte eines Mannes, der sich seiner Herkunft vergewissern will und mit dem heraufziehenden Krieg konfrontiert wird. Der nächtliche Rat ist ein eindringlicher Roman, in dem Kriminalhandlung und theologische Spekulation, Liebesgeschichte und radikale Zeitkritik kunstvoll ineinandergewoben sind.

Dževad Karahasan
Der nächtliche Rat

Roman

Aus dem Bosnischen von
Katharina Wolf-Grießhaber

Insel

Die Originalausgabe erschien 2005
unter dem Titel *Noćno vijeće*
im Verlag Profil, Zagreb.

Erste Auflage 2021
© der deutschen Ausgabe Insel Verlag
Frankfurt am Main und Leipzig 2006
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Printed in Germany
Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg
ISBN 978-3-458-24333-5

Der nächtliche Rat

I

Die Welt ist wie eine Pflaume

»Die Welt ist wie eine Pflaume, wie eine schöne reife Pflaume«, sprach Simon Mihailović laut aus, als er den Berg Tabija hinunterging, auf die Stadt zu, die vor ihm im Tal lag. Im Grunde äußerte sich seine Freude ganz von selbst, ohne seine Absicht und seinen Willen sprach sich das Gefühl aus, daß die Welt bis in ihr letztes Teilchen gut und erfüllt sei, fruchtbar und vollendet, saftig und gerundet, fast vollkommen rund und sich an ihrer Rundheit freuend. Dieses Gefühl mußte sich schon am Morgen, als er mit dem Rundgang durch sein Geburtshaus begann, das er fünfundzwanzig Jahre nicht gesehen hatte, in ihm geregt haben, wenn auch noch unbemerkt, so daß ihn erst jetzt eine anbrandende Welle der Freude zum Stehen brachte und ihm den Atem benahm. Absichtslos hatte er ausgesprochen, daß die Welt wie eine Pflaume sei, »Leben! Leben!« rief alles in ihm, und mit diesem Jauchzer gab er seiner unbändigen, ihn bis ins letzte Äderchen erfüllenden Lebensgier eine Form. Als riefe auch sein Herz mit jedem Schlag »Leben! Leben!«, überflutete ihn der Glaube, daß es sich lohnte zu leben, daß er eine Zukunft hatte, eine Zukunft, die gut und schön sein würde, ja sein müsse. Wie eine Pflaume – reif, voll und rund.

Im Tal zu seinen Füßen lag Foča. An die beiden Flüsse geschmiegt, die Mündung der Ćehotina in die Drina umfangend wie eine Pflaume ihren Stein, lagert sich die Stadt in wachsenden Ringen um die Mündung, ihren geometrischen Mittelpunkt, bis sie den ganzen Talkessel aus-

füllt und mit ihren Randgebieten auch die umliegenden Berge einnimmt. Wie fast alle bosnischen Städte wurde Foča in einem Talkessel erbaut, der, von runden sanften Bergen umgeben, wie ein Nest aussieht. Wahrscheinlich wegen dieser Talkessel, deren Beschaffenheit sie sich anpassen, haben die bosnischen Städte entweder die Form einer schmalen, länglichen Ellipse oder die eines Kreises, je nachdem, ob sich das Tal, in dem sie erbaut wurden, einen Fluß entlangzieht und sich an ihn schmiegt oder ob der Kessel breiter ist als der enge Gürtel am Fluß. Der Talkessel von Foča ist ein großes Becken, ein fast gleichmäßig runder Kreis, sein Mittelpunkt die Mündung der Ćehotina in die Drina, die die Bewohner Sastavci nannten. Das ganze Leben der Stadt, wie Simon es in Erinnerung hatte, war mit den Sastavci verbunden oder auf sie ausgerichtet: Auf der rechten Seite erstreckte sich Pijesak, die Badeanstalt und der Zirkusplatz, ein Ort, wo es jedes Jahr einen Lunapark gab mit Buden und Karussells, wo man statt des mitgebrachten Proviants Ćevapčići essen durfte, zum erstenmal Frauen beobachtete, ausländisch aussehende, mit gefärbtem Haar, ein Ort, an dem man faulenzen und träumen oder sich vergnügen konnte; auf der linken Seite der Sastavci lag Međuriječje mit seinen Schulen und Geschäftshäusern, der Stadtteil also, in dem die Ordnung und die Gesetze des Alltags aufgestellt und befestigt wurden, ein von nüchterner Arbeit und Pflichten geprägter Ort. Und um Međuriječje, Sastavci und Pijesak reihen sich in immer weiteren Kreisen die folgenden Viertel: Centar, Šukovac, Budimlje und Musluk, dann Prijeka Čaršija, Donje Polje, Štovići und Gradac, dann Ćerezluk, Livade, Gornje Polje und Tabaci, dann … Den äußersten Kreis bilden die Viertel am Stadtrand, die bereits an den Hängen der umliegenden Berge, wie der Ćelovina, der Gradačka stije-

na, des Dub und der Tabija, des Berges, auf dem Simons Viertel liegt, erbaut wurden.

Als er noch in Foča lebte, hielt Simon seine Stadt für ein einziges Durcheinander von Straßen und Häusern, hier und da ein paar leere Stellen, die nur ein liebender Blick als Plätze bezeichnen konnte, planlos, unordentlich, unklar, ohne ersichtlichen Grund für all die Entscheidungen, die irgendwann einmal das Aussehen der Stadt bestimmt hatten. Hätte er sich in all den Jahren einmal auf seine Stadt besonnen, wäre ihm aufgefallen, daß Foča an ein Netz von Falten erinnert, die das Gesicht eines Greises überziehen. Jetzt aber, da er die Stadt nach langer Abwesenheit, nach allem, was er inzwischen gelernt und erfahren hatte, betrachtete, würde er sagen, daß er einen Plan, nach dem sie erbaut und angeordnet worden sein muß, durchaus erkenne, zumindest erahne. Es ist kein menschlicher Plan, soviel sieht man auf den ersten Blick, der menschliche Beitrag beschränkt sich hier wie bei den anderen bosnischen Städten auf die Entscheidung, das Bauen dem Gelände anzupassen und seiner Logik unterzuordnen, so daß man zunächst denken könnte, die Stadt sei nicht von Menschen errichtet, vielmehr hätten die Berge, an denen sie sich festhält, sie ausgestoßen. Aber es gibt einen Plan, verborgen vielleicht wie jener, nach dem die Berge und das in sie eingeschnittene Flußbett angeordnet sind, einem tieferen Sinn gehorchend, aber doch versteckt genug, daß ihn das menschliche Auge nicht sieht, solange er sich ihm nicht selbst offenbart. Anscheinend hat dieser Plan beschlossen, sich heute, am 28. August, dem orthodoxen Feiertag Mariä Himmelfahrt des Jahres 1991, zu offenbaren, sich Simon zu offenbaren, der ihn zweifellos ahnt, erkennt und schon fast versteht, jetzt, in diesem Moment, da er die Stadt von oben betrachtet, keine zehn Schritte von seinem Haus entfernt.

»Auch Foča ist ja wie eine Pflaume«, rief Simon und lachte, ganz erfüllt von seiner Freude über die dunkelgrüne Farbe der Stadt und ihrer Berge, durch die hier und da die ebenso dunkle blaue Farbe reifer Pflaumen schimmerte. Und er setzte seinen Weg fort, zur Stadt hinunter, strahlend und voll guter Vorgefühle, mit der Welt verbunden wie lange nicht mehr, frei von jenem Gefühl der Einsamkeit, das er seit fast zwei Jahren nicht los wurde.

Einsamkeit war es eigentlich nicht, eher etwas wie Entrücktheit, das Gefühl, nicht zu dieser Welt zu gehören und keinen wirklichen Kontakt zu ihr zu haben. Kurz nachdem ihr Sohn Sascha eine Arbeit gefunden hatte und bei ihnen ausgezogen war, machte es sich zum erstenmal bemerkbar. Das gewisse Übermaß an Zeit, Emotionen und Energie, das plötzlich herrschte, als sich die Familie auf seine Frau Barbara und ihn reduziert hatte, irritierte ihn. Er hatte gehofft, er werde diese Zeit Barbara widmen, ihr all das gleichsam zurückerstatten können, was er bis dahin auf Sascha konzentriert hatte und was längst wieder ihr hätte gehören sollen, weil doch sie in ihm die Gefühle entfesselt hatte. Er hatte gehofft, mit der Fülle von Gefühl und Zeit werde sich die Intensität und Vielschichtigkeit ihrer Bindung, deren sie sich seit langem nicht mehr bewußt zu sein schienen, erneuern und mit ihr vielleicht auch jene Leidenschaft, die sie durch die Jahre getragen und von allen Fragen befreit hatte.

Alles, was sich zwischen ihnen abspielte, war eigenartig und voller Wunder gewesen, zumindest am Anfang. Simon war erst ein gutes Jahr in Berlin, er hatte gerade die Formalitäten hinter sich gebracht, um sich für das Medizinstudium immatrikulieren zu können, und schloß sich einer Gruppe von Kommilitonen an, die demonstrieren ging, obwohl er nicht wußte, wofür sie eigentlich

demonstrierten. Es war gut, sich als Student zu fühlen, es war gut, für etwas zu kämpfen oder wenigstens zu glauben, daß man für etwas kämpft; nach der großen Einsamkeit, die ihn seit seinem Weggang von zu Hause bedrückt hatte, war es ein angenehmes Gefühl, endlich irgendwohin zu gehören, und zwar zu denen, mit denen man auf die Straße geht und brüllt. Er ging auf die Straße, ohne zu wissen, warum, und hob zeitweise den Arm, ohne zu wissen, wofür er ihn hob, überzeugt, daß er dazugehöre und alles richtig sei, was er tue. Und dann registrierte er plötzlich eine Gegenwart, der er sich nicht verschließen konnte, spürte jemanden, der ihn wortlos ansprach, mit seiner bloßen Existenz, jemanden, den er, so schien es, unausweichlich hatte treffen müssen. Sein Körper spürte die Nähe des Körpers, der für ihn bestimmt war. Er drehte sich um, und seine Augen sahen Barbara und erkannten sie. Buchstäblich. Sein Hinterkopf, seine Nieren, Schultern, Kniekehlen, sein ganzer Körper nahm Barbaras Gegenwart zur Kenntnis. Er drehte sich zu ihr um, und die Augen und der Geist erkannten sie als diejenige, die für ihn bestimmt war. Er hatte gar nicht bemerkt, wann und wie er die paar Schritte gemacht hatte, die ihn noch von ihr trennten, er hatte sich einfach an ihrer Seite, drei Reihen hinter jener, in der er bis dahin gegangen war, wiedergefunden.

»Bist du verheiratet?« fragte er Barbara, als er seinen Schritt dem ihren angeglichen hatte.

»Keine Ahnung«, lachte Barbara, die zu dieser Zeit eine feste Beziehung hatte und stolz darauf war, daß sie gar nicht daran dachte zu heiraten.

»Glücklich?« fragte Simon weiter.

»Ich denke schon«, antwortete sie. »Warum fragst du?«

»Weil mich deine Nähe wie ein Blitzschlag getroffen hat.«

Sie sahen sich an, und es war klar, was er nicht aussprechen konnte, daß nämlich das, was Barbaras Nähe in ihm ausgelöst hatte, keinen Aufschub duldete, nicht erlaubte, ihr den Hof zu machen, daß es blitzte und donnerte, daß es brannte und ihn versengen würde, lange bevor es ihm gelänge zu erfahren, welche Blumen die begehrte Frau mochte und wie er sie ihr schenken mußte.

So hatte es begonnen, und so war es jahrelang weitergegangen. Ihre Berührungen vertieften und verstärkten sein Bedürfnis nach ihrem Körper nur noch mehr und beseitigten zugleich jeden Zweifel, daß seine Anwesenheit auf der Welt nicht begründet und gerechtfertigt sein könnte – jedenfalls solange er in ihrer Nähe war. Dutzende von Dingen, die er nur ihr sagen konnte und mußte, das wunderbare Gefühl, das ihn in diesen Jahren ständig begleitete, jenes Gefühl, daß die Sätze, die sie einander sagten, anderswo nicht möglich waren, weder zwischen anderen Menschen noch sonst irgendwo außerhalb ihrer Liebe. Der rasende Hunger auf ihren Körper und ihre Berührungen, der seinem Körper, d. h. seinem ganzen Wesen, die vollkommen sichere Erkenntnis der Unwiederholbarkeit aller Dinge unter dem Himmel gab – wenn er sie jetzt nicht umarmte, in diesem Moment, in dem er es so sehr wollte, hatte er etwas Wundervolles und Unersetzliches verloren, weil er sie nie wieder, bis ans Ende aller Zeiten, bis in alle Ewigkeit, und auch wenn sie in allen Leben, die ihnen auf dieser und auf jener Welt noch bevorstünden, füreinander bestimmt wären – weil er sie gewiß nie wieder genauso begehren und berühren würde, ihr Körper sicher nie wieder genauso sein würde wie jetzt und auf seine Berührungen nicht genauso reagieren würde, wie er das jetzt tat … Morgen wäre ihr Verlangen nach ihm ein wenig stärker oder ein wenig schwächer als heute, gestern war er ein

wenig zärtlicher und ein wenig verliebter als heute, übermorgen wäre sie ein wenig müder oder ein wenig schläfriger … Er wußte natürlich, daß sie einander nicht verlieren konnten, sein Arm wußte, daß sie sich auch morgen umarmen würden, aber er wußte auch, daß es eine Umarmung wäre, die nur morgen möglich wäre, wie dies eine Umarmung war, die nur jetzt möglich war, sein Arm wußte, nein, alles an ihm wußte, daß diese beiden Umarmungen nicht austauschbar und ersetzbar waren, er wußte, daß er seine Barbara umarmen mußte, wenn er das wünschte, weil er sonst etwas Wundervolles und Unersetzliches verlieren würde, er wußte, daß es schmerzhaft war und gut, daß es so war.

Seiner Liebe zu Barbara war es zu verdanken, daß er seinen Patienten oder Arztkollegen gegenüber unzählige Male wiederholen konnte, der liebe Gott kenne weder Serien noch austauschbare Teile, »weil Er Schöpfer ist und nicht Produzent«, ohne daß es ihm jemals peinlich gewesen wäre, eine solche Phrase von sich zu geben. Die Wahrheit ist gut und schön, egal, wie oft sie wiederholt wird, wenn man nur ihre Wahrhaftigkeit wirklich fühlt. Und er fühlte die Wahrhaftigkeit dieses Satzes dank Barbara, er glaubte daran, daß Liebe nichts anderes war als Erkennen, als die geliebte Person zu erkennen, in ihrer absoluten Einmaligkeit. Eine Frau zu lieben, so wie er Barbara liebte, bedeutete, alle Nuancen zu kennen, durch die sie sich von jedem anderen Menschen auf dieser Welt abhob, jenes Mehr zu erkennen, das sie von allen anderen schönen Frauen, Journalistinnen, Blondinen unterschied, von allen anderen nervösen Menschen mit Blutgruppe A, die gern Käse essen, von allen anderen Frauen, die Topfpflanzen verabscheuen (ohne schlecht über Leute zu denken, die welche ziehen), die Vögel und trockenes, windiges Wetter

mögen, nicht gern spazierengehen, mit Karte bezahlen, selten über ihre Eltern reden, sich krankhaft vor Insekten fürchten, bei Lavendelduft in Schlaf sinken, sich gern mit Verkäufern unterhalten … Wenn man eine Liste all ihrer Eigenschaften aufstellen würde, wenn man irgendwo all ihre genetischen und sonstigen Codes notieren, alles aufschreiben würde, was man überhaupt über sie sagen könnte, würde ungeschrieben und ungesagt bleiben, was man nicht sagen, aber durch die Liebe wissen konnte, das, was allein er über sie wußte, das, was sie zu seiner Barbara machte.

Man hätte nicht sagen können, wann es ihnen verlorengegangen war. Es war in Wirklichkeit auch nicht verlorengegangen, sondern hatte sich abgenutzt, war in Gewohnheit, Sorge, Wissen, Mühsal übergegangen, in all das, woraus der Alltag anständiger Menschen besteht. Sie hatten nicht einmal bemerkt, daß ihnen etwas fehlte, ihr Wunder sich nicht mehr offenbarte. Bis nach Saschas Auszug die viele überschüssige Zeit aufgetreten war, die sie einander hätten widmen können, und damit auch die überschüssigen Gelegenheiten, das zu versäumen, was am Anfang zwischen ihnen geschehen war. Und erst Monate später fiel ihnen auf, daß in ihrer Berührung weit mehr Sanftheit als Notwendigkeit, mehr Absicht als Schicksal war, und sie mußten sich eingestehen, daß sie mit dem Überschuß an Zeit und Gefühlen nichts anzufangen wußten. Sie bemühten sich um sich selbst und um einander, wollten die alte Intensität wiederherstellen oder sich wenigstens auf den Weg besinnen, der zu ihr führt, völlig vergebens, denn selbst mit der größten menschlichen Anstrengung läßt sich nicht zurückgewinnen, was sie als Geschenk bekommen und jahrelang besessen hatten. Einem Gespräch darüber, was zwischen ihnen geschah

bzw. nicht geschah, wichen sie aus, wahrscheinlich aus Angst, alles unwiderruflich zu verderben, wenn sie aussprächen, daß etwas nicht stimmte, doch die nicht ausgesprochenen Sätze, unterbrochenen Bewegungen und andere unwillkürliche Gesten verrieten ihre Sorge.

Etwa ein Jahr nach Saschas Weggang sprachen sie dann doch darüber. »Ich weiß, die Liebe hat heutzutage kein Schicksal, sondern ein Verfallsdatum, genau wie die Menschen«, sagte Barbara, gekränkt durch sein verlegenes Schweigen, »aber ich war sicher, daß es bei uns nicht so sein würde, unsere Liebe gehört doch in eine andere Zeit.«

Damals begannen ihn Bilder aus seiner Kindheit zu bedrängen, Erinnerungen, die aus irgendwelchen Tiefen des Geistes oder des Körpers aufstiegen, Dinge, die er gar nicht wahrgenommen, aber offensichtlich gespeichert hatte. An dem Tag zum Beispiel, als Barbara das Gespräch über ihre Beziehung anfing, verfolgte ihn seit dem Morgen die Erinnerung an eine Linie mitten durch seine rechte Hand, die er ganz konkret und stark spürte, fast wie eine Schnittwunde. Als er losgehen wollte zur Arbeit, hatte er an der Tür mit der rechten Hand ausgeholt, als wollte er gegen den oberen Türrahmen schlagen, obwohl es offensichtlich war, daß er den oberen Türstock an den hohen Eingangstüren der Berliner Wohnungen gar nicht erreichen konnte. Er erreichte ihn auch nicht, aber von dem Moment an, als seine Hand gegen die Tür prallte, blieb ihm ein Gefühl, wie er es gehabt hätte, wenn er gegen den Türstock geschlagen und die obere Kante einen Abdruck in der Mitte seiner Hand hinterlassen hätte. Dieses Gefühl blieb ihm auf der Straße und im Bus, er untersuchte es, indem er seine Handfläche betrachtete und sie gegen die Tischkante preßte, aber es gelang ihm nicht zu enträtseln, woher er es hatte und was es bedeutete. Minuten bevor Barbara ihn

ansprach, hatte er sich plötzlich an dieses Gefühl erinnert, Gott allein weiß, warum es ausgerechnet jetzt in ihm aufstieg. Er ging in die siebte Klasse, und schon im ersten Halbjahr merkte er, daß er mit der Hand den oberen Rahmen der Eingangstür erreichte, was er als Beweis seines Erwachsenseins nahm, und so hatte er jeden Tag, wenn er zur Schule ging, gegen die Wand über der Eingangstür geschlagen, und zwar immer so, daß der obere Teil der Handfläche und die Finger gegen die Wand, der untere Teil gegen den Rahmen knallten. Die Kante des Türstocks schnitt sich tiefer in die Hand ein als bei einer Schnittverletzung, sie drückte sich ihm ins Fleisch und in den Knochen wie ein Geheimzeichen, das sein Geburtshaus ihm in die Hand kerbte, oder wie ein Erkennungsmal, von dem er sich nie mehr würde befreien können, wie weit er auch immer ginge.

An jenem Nachmittag mit Barbara hatte er in seine Handfläche gestarrt, als müßte das Geheimzeichen jeden Augenblick erscheinen und ihm offenbaren, was sein Geburtshaus ihm sagen wollte. Und es wollte ihm etwas sagen, Erinnerungen wie diese stellten sich nicht grundlos und nach jahrelangem Vergessen ein – wenn man hier überhaupt von Erinnerungen sprechen wollte. Dann fing Barbara, gekränkt, weil er schwieg und sie abwesend anstarrte, das Gespräch an, in dem sie sich schließlich eingestanden, daß es mehr Gewohnheit als Leidenschaft war, was sich zwischen ihnen noch abspielte.

Doch nein, es gab auch hin und wieder Momente der Leidenschaft, schön und reif, nur daß sich auch hier etwas Fremdes einschlich, flüchtige Bilder, Fragmente aus seiner Kindheit, irgendwelche Einzelheiten, die der Körper sich gemerkt und in einer Tiefe aufbewahrt hatte, von der er, Simon, nichts ahnte. Einige Monate nach jenem Gespräch

liebten sie sich, besser als in ihren besten Zeiten, mit einer Tiefe des Fühlens und Erlebens, zu der wir in der Jugend noch gar nicht fähig sind, und sie gaben einander das, was sie in der Jugend noch gar nicht haben konnten. Barbara schmiegte sich an ihn, wie immer nach der Liebe, legte ihren Kopf auf seine Schulter und versank in einen Zustand, der gleichzeitig Traum, Versonnenheit und Fortsetzung der zärtlichen Berührungen war, in jenen wundervollen Zustand, in dem sie sich austauschten wie beim Liebesakt, nur anders – ruhiger, stiller, vielleicht noch vollkommener und tiefer. Ohne diese Augenblicke des Versunkenseins, ihr feuchtes Gesicht an seiner Schulter, wäre die Liebe nicht vollendet gewesen, denn es hätte nicht ausströmen können, was durch die Liebe besiegt wird: vermutlich der Tod, das Grauen und die Kälte, die wir von Geburt an in uns tragen, weil wir sie beim Auf-die-Welt-Kommen kennengelernt haben. Als sich Barbara an ihn kuschelte und ihren Kopf auf seine Schulter legte, fühlte Simon, wie ihn das frische Wasser eines Flusses umspülte und überströmte. In einem schnellen Wirbel der Empfindungen tauchte ein heißer Spätsommertag in Foča empor, ein von der Sonne ermatteter, vom Schweiß feuchter Körper, ein kurzer Flug durch die warme Luft, die keine Erfrischung bringt, und dann das wohltuende Wasser der Ćehotina, die ihn aufnimmt und umfängt und ihn tief innen mit einer Freude überflutet, wie sie einem Menschen nur das Gefühl geben kann, daß er ganz angenommen ist.

Keine Stimmen von anderen Badenden, kein Ćevapčići-Geruch, der an Sommernachmittagen von Pijesak herüberwehte, auch nicht das Gesicht von Enver Pilav, Simons bestem Freund, ohne den man einfach nicht zum Baden gehen konnte, nicht einmal das Platschen, wenn der Körper im Wasser aufkommt, nichts außer der Erinnerung seines

Körpers an das Wasser der Ćehotina, warm und frisch, das ihn aufnimmt, und der Freude, die dieses Annehmen in ihm auslöst. Keine Weiden, nicht einmal der Baumstumpf, von dem sie immer gesprungen waren – nur das, was sein Körper erlebt und behalten hat.

»Unsinn, die Weiden haben sich ja gar nicht im Wasser gespiegelt«, sagte Simon, woraufhin Barbara sich aufsetzte und mit dem Rücken an die Wand lehnte.

»Wie bitte?« fragte sie. »Erklär mir das bitte.«

Er kam sich ziemlich dumm vor. Gerade hatten sie die vollkommenste Verschmelzung erlebt, die zwei Menschen erfahren können, ihre Seelen waren immer noch in enger Umarmung miteinander verflochten, obwohl sich ihre Körper voneinander gelöst hatten, und jetzt sollte er davon faseln, wie grün das Wasser in der Mündung war, so daß sich schon wegen der Farbe die Weiden gar nicht darin spiegeln konnten oder vielleicht auch, weil dauernd jemand schwamm und das Wasser zu unruhig war, um ein Spiegelbild zurückzuwerfen, denn wo Leben ist, gibt es keinen Spiegel. Wie sollte er all das in diesem Moment aussprechen? Aber der Unsinn mit den Weiden war ihm herausgerutscht, die Erinnerung an die Ćehotina war emporgestiegen und floß irgendwo in ihm mit Barbara zusammen, er hatte die Außenwelt zwischen sie gestellt.

»Komm, laß den Unsinn«, wiegelte Simon ab und versuchte Barbara zurück auf seine Schulter zu ziehen.

»Das ist kein Unsinn, kein Unsinn kann sich zwischen uns stellen, schon gar nicht, wenn wir nackt aneinandergeschmiegt im Bett liegen«, sagte Barbara störrisch.

Schließlich schlug sie ihm vor, doch in sein Foča zu gehen, weil sie »keine verdammte Stadt« zwischen ihnen dulde. Er solle so lange bleiben, wie es ihm nötig erscheine, er könne sie jederzeit rufen, wenn er sie brauche, er brau-

che sich bei ihr aber auch überhaupt nicht zu melden, wenn ihm das eher zusage, eine vorübergehende Trennung und Einsamkeit könnten ihnen beiden nur nützen. Und dann solle er sie abholen kommen, damit sie gemeinsam nach Foča gingen, wie sie es sich ja schon lange wünschten, denn am Ende werde natürlich die Liebe alle ihre Ermüdungserscheinungen und Gewohnheiten besiegen und sie beide aus dieser Krise erneuert und gestärkt herausführen. Sie werde ihm bei den Reisevorbereitungen helfen.

Wie sich herausstellte, gab es keinen Grund zu befürchten, daß ihm bei der Einreise Unannehmlichkeiten entstünden, weil er sich seinerzeit dem Militärdienst entzogen hatte. Jugoslawien war im Zerfall begriffen, das halbe Land erkannte diese Armee schon nicht mehr als die eigene an. Wie sich herausstellte, war auch mit seinem Haus alles in Ordnung, obwohl seit dem Tod seiner Mutter vor drei Jahren niemand mehr darin wohnte. Ihr Nachbar Ibrahim Pleh kümmerte sich darum. Ibrahim war es auch, der ihn davon überzeugt hatte, daß er keinerlei negative Einstellung der Leute ihm gegenüber zu befürchten habe, denn die wenigen Menschen in Foča, die sich noch an ihn erinnerten, redeten nicht schlecht von ihm. Er ließ sich für einige Zeit im Krankenhaus beurlauben und bat um die Zusicherung, gegebenenfalls länger bleiben zu können. Am Montag, dem 26. August 1991, verstaute er seine Reisetasche im Kofferraum und fuhr los. Von Budapest aus meldete er sich bei Ibrahim Pleh, um sich über den Schlüssel zu verständigen, dann fiel er ein paar Stunden in einen unruhigen Schlaf, am Dienstag morgen setzte er seine Reise Richtung Foča fort. An der jugoslawischen Grenze sah ein Polizist abwechselnd ihn und seinen deutschen Paß an und fragte schließlich unsicher:

»Sie sind … Sie sprechen …?«